

Am heimischen Herd

Unterhaltungs-Beilage zum Oberschlesischen Wanderer.

Nr. 195

Gleiwitz, Sonnabend, den

1. August 1919.

92. Jahrgang.

Die Annelies vom Rosenhof.

Roman von A. von der Eider.

(28. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ohne anzuklopfen trat sie hinein. Schorsch hatte gerade seinen Paletot abgelegt. Er stand mitten im Zimmer und dehnte seine Glieder. Erstaunt sah er sie an. Sie kam ihm verändert vor, aber er wußte nicht inwiefern.

„Annelies!“ rief er.

Wie eine Fremde kam sie auf ihn zu und blieb vor ihm stehen. Ihre Augen blickten an ihm vorbei, als ob sie in der Ferne etwas sähen, was furchtbar traurig war und wovon sie sich nicht abwenden konnten.

„Aber Annelies!“ sagte er.

Jetzt sah sie ihn doch an und schluchzte. Nein, sie schluchzte nicht, es war wohl etwas anderes gewesen. Sie stand vor ihm — ein Kind, dem man im tiefsten Herzen wehgetan hat und zugleich ein Weib, das Sühne fordert.

„Süße Frau Annelies,“ sagte er.

„Nenne mich nicht so. Ich bin ja nicht mit dir verheiratet, die Klara Schumann war es auch nicht. Das war sehr klug von dir — sehr klug.“

„Du warst bei der? ... Teufel noch mal! Nun ja, wenn du es weißt ... wir Künstler sind nun mal nicht für die Ehe geschaffen. Die Ehe ist das Grab der Liebe. Ich bin eine zu selbständige Natur. Ich mußte frei sein.“

„Du bist es ja!“

Sie zog den schmalen Goldreif vom Finger und legte ihn sachte auf den Tisch. Dort lag er zwischen falschen Werten und Schminke- stützen und funkelte, wie nur reines Gold funkeln kann.

Als sie sich nun wandte, um zu gehen, kam ihm erst der Ernst des Augenblicks zum Bewußtsein.

„Annelies, süße Frau Annelies,“ sprach er. „Du willst doch nicht so von mir gehen? Du sollst ja deinen Willen haben. Wenn es nicht anders sein kann, lassen wir uns — trauen — sofort, je eher je lieber. Ich will nicht murren, und wenn wir ein halbes Duzend Kinder bekommen. Nur geh' nicht so von mir, süße Annelies!“

Sie entwand sich ihm und schüttelte den Kopf.

„Ich habe heute soviel verloren,“ sagte sie, „den Glauben an dich. Das ist sehr schlimm für mich.“

Nun war sie ihm wirklich entschlüpft, und der Garderobier trat ein und mahnte, es wäre die höchste Zeit.

Schorsch Kanjow war in denkwürdiger schlechter Laune.

„Es ist ja alles Unsinn,“ suchte er sich zu beruhigen. „Sie wird jetzt nach Hause fahren und sich besinnen, und wenn ich komme, fliegt sie mir entgegen und es ist alles gut.“ — Aber was er sich auch einredete, der todeswehe Ausdruck in ihren Augen verfolgte ihn, wo er ging und stand.

Wenn sie von ihm ginge — er würde es nicht verkünden. Er würde ein unglücklicher — nein, ein schlechter Mensch werden. Aber es war ja undenkbar — sie liebte ihn doch. Er war ja bereit, alles für sie zu tun, wollte sich sogar echt bürgerlich trauen lassen. Einmal mußte auch doch die unerquickliche Zeit mit ihrem Zustand vorübergehen, und dann war das Leben noch einmal so schön ... Gleich nach der Vorstellung wollte er nach Hause fahren. Er wollte sich nicht eine Minute aufhalten.

Auf dem Tisch vor ihm lag neben einem rötlichen Bollbart der goldene Reif. Er betrachtete ihn zärtlich: „Das einzige Echte in diesem Reich der Lüge!“ sagte er zu sich selbst. Er steckte den Ring in die Tasche und fühlte in diesem Augenblick, daß seine Liebe zu Annelies das einzige echte Gefühl war, das er in seinem Herzen trug.

Die Klingel des Inspektanten ertönte. Schorsch trat heraus. Er spielte an diesem Abend hervorragend.

Sechzehntes Kapitel.

Annelies war gegangen. An der Straßenecke blieb sie stehen, schloß die frischste Luft und besann sich, wohin sie eigentlich wollte.

„Ach schönste, jüdische Frau, was tust du heute? Et is allens bal!“ Der alte Mann strahlte sie an. Er sah wunderbar aus. Brust und Arme waren mit Schnürsenkeln behängt, die schwenkten hin und her.

„Ich habe die jüdische Frau lange nicht gesehn. Aber der Herr Zemahl is drinne un spielt!“

Sie lächelte gütvoll-schmerzlich. Sollte ein alter Bettler unter ihrem Herzwuch leiden? Das ging doch nicht an.

„Ja, was nehme ich heute?“

„Sicherheitsnadeln? Der ganze Dukend zwanzig Pfennige.“

„Nadeln. Ach ja.“ Mechanisch zog sie ihr Geldtäschchen. Ihr war es, als bohnte eine Nadel sich tief in ihren Kopf.

„Die jüdische Frau is doch wohl nicht krank?“

„Es geht vorüber.“

„Kamillen,“ sagte der Alte, „tätig Kamillen trinken und schwitzen — det is so jut wie Dokter und Apotheker.“

Sie nickte und gab dem Alten einen Groschen extra. „Tott wird et Ihnen verjellen!“ rief er ihr nach.

Langsam, Schritt vor Schritt schleppte sie sich weiter. Wohin? Sie mußte eine Menschenseele haben, der sie ihr Herz ausschütten konnte. Allein konnte sie die Last nicht mit sich herumtragen. Da kam ihr ein Gedanke: zu John!

Wie sie hingekommen war, wußte sie nachher selber nicht mehr. Sie hatte nicht einmal gemerkt, daß es anfang zu regnen. Durch und durch naß war sie geworden und hatte doch einen Schirm; den hatte sie garnicht aufgespannt.

Wie eine tote trat sie bei John ein. Der war allein; seine Wirtin war ausgegangen. Er wollte, als er sie sah, Hurra rufen oder etwas ähnliches, aber der on blieb ihm in der Kehle stecken.

„Annelies, tritt Deern, was hast du denn, was ist passiert?“

„Garnichts ist passiert. Aber es muß etwas passieren! Es soll etwas passieren!“ jammerte sie.

Fürsorglich bettete er sie aufs Sofa und schleppte Mettwurst, Butter und echtes Hamburger Schwarzbrot herbei, weil er ihre Schwäche für Hunger hielt. Schließlich brachte er noch eine Tafel Schokolade zum Vorschein.

„John, mein Kopf!“ sagte sie. „Ich werde ein Bild nicht los. John — sie sah ihn strafend an — „ich glaube, du vernascht dein ganzes Gesicht.“

Der junge Mann machte ein verzweiflungsvolles Gesicht.

„Was ist denn bloß los, Annelies? Was ist das für ein Bild, wovon du sprichst?“

„Es stand bei ihr auf dem Flügel. Ich muß es kennen ... Ach, mein Kopf tut so weh! — Schorsch hat mich belogen und betrogen! Ja, das hat er getan.“

„So ein Kerl!“ rief John.

Annelies erzählte bruchstückweise, und er begriff schnell; denn er wußte ja ziemlich Bescheid — dazwischen bekam sie einen Schwindelanfall.

John war ratlos, er-lief hin und her und hatte die ungeheuerlichsten Einfälle.

„Das Beste wird sein, ich heirate dich gleich!“

„Mir ist garnicht nach Heiraten zumute,“ sagte sie kläglich.

„Oder wir rücken aus nach Amerika.“

„Ich glaube, ich sterbe eher. Ich habe solche Kopfschmerzen!“ Ueber ihn kam eine furchtbare Angst. „Soll ich einen Doktor holen?“

„Nein, nein.“ — Sie richtete sich auf und sah ihn starr an. — „Ach, John, deine Krawatte sitzt wieder schief.“

Nachschob er sie nach der anderen Seite. „Ich habe noch Hosenmannstropfen von zu Hause. Warte, ich hole sie!“ Mit zitternder Hand goß er etwas auf ein Stück Zucker.

„Es riecht nach Benzin. John, du vergiftest mich doch nicht etwa?“

Er schlug sich vor die Stirn, suchte und fand die richtigen Tropfen. Sie schüttelte sich danach, aber für den Augenblick wurde ihr wohler.

„Ist dir nun besser?“

„Ja, guter John!“

Sie ruhte ein wenig. Dann saß sie plötzlich wieder aufrecht. „John,“ rief sie, „ich will verbrannt werden, hörst du?“

„Was willst du?“ fragte er mit einem Blick, als hätte er eine Irrer vor sich.

„Ich will verbrannt werden, wenn ich sterbe. John, versprich mir, daß du mich verbrennen läßt! Ich will nicht von den eiligen Wärmern gefressen werden.“

Er beruhigte sie, wie man ein eigenfinniges krankes Kind beruhigt.

„Schl! Ich verspreche dir ja alles, was du willst!“

Mitten in der Verzweiflung kam ihm eine Erleuchtung. Ich werde an Frau Boschwitz telephonieren. Unten im Hause war doch ein Laden."

"Ja — tue das."

Es dauerte gar nicht lange, so war Frau Boschwitz zur Stelle. Sie machte nicht viel Worte. John mußte eine Droschke besorgen. Er trug Annelies die Treppe hinunter, fuhr auch mit, und erst als die Kranke in ihrem Zimmer untergebracht war und er noch einen Arzt geholt hatte, verließ er sie.

Annelies wurde schwer krank. In ihren Fieberträumen sah sie immer ein Bild, das konnte sie nicht erkennen, weil etwas daran fehlte. Dann wollte sie ein Lied singen und konnte nicht auf die Melodie kommen. Nur den Refrain wußte sie: „Belogen! Betrogen!"

Frau Boschwitz und ihre Tochter pflegten sie mit der größten Aufopferung. Es durfte niemand zu der Kranken als ihre Pflegerinnen, nicht einmal John. Schorsch wurde an der Tür abgewiesen.

John schrieb an Terezi, daß Annelies schwer krank sei. Frau Wanda antwortete sofort: Sie würde gern kommen, aber leider fühle sie sich selbst so entsetzlich elend. Sie hätte es mit dem Herzen. Der Arzt hätte gesagt, es wäre nicht ungefährlich, und dann hätte sie so schrecklich in den Zähnen auszuhalten und müßte alle Tage zum Zahnarzt. Sonst wäre sie sicher gekommen, um Annelies zu pflegen. Denn sie hielt viel von dem guten Kinde.

An dem nämlichen Tage, als der Brief ankam, traf Tante Ludovika ein, um Anneliesens Pflege zu übernehmen.

Sie setzte sich noch in Mantel und Hut ans Krankenbett. Ihre erste Frage an Frau Boschwitz war: „Sind Sie auch vom Theater?" „Selbstverständlich!" antwortete diese. Von dem Augenblick an wurden sie gute Freunde.

Von Schorsch kam ein Brief aus bitterster Herzensnot geschrieben. Darin stand:

„Annelies, süße Frau Minnelieb, der Schorsch ist todestraurig. Du bist krank, und ich darf nicht zu dir. O, werde gesund, mein blondes Kind, und lehr zurück in meine Arme! Sieh es nicht als eine zu große Sünde an, daß ich dich an mich fesselte, ohne der Form zu genügen, die Staat und Kirche vorschreiben! Glaube mir, unser Zusammenleben war eine leuschere Ehe, als manche in den besten Bürgerkreisen. Und wenn du gesund bist, holen wir alles nach. Du sollst meine rechtmäßig angetraute Frau werden. Ich kann ja nicht von dir lassen. Wir sind ja unlöslich gebunden. Verzeih mir, du Holbe, Süße, Getreue! Laß mich wieder deine strahlenden Augen sehen, laß mich dein goldiges Lachen hören! Laß mich nicht verzweifeln! Gib mir ein Zeichen. Du ahnst ja nicht, wie ich leide."

Ich gehe auf der Straße vor deinen Fenstern auf und ab und spähe hinaus, ob sich die Vorhänge nicht bewegen, ob nicht ein Schatten dahinter sichtbar wird, und dann fahre ich nach Hause und wandere in der stillen Nacht mit einem Licht durch alle Zimmer und finde dich nicht. Ich öffne die Schranktür und wühle meinen Kopf in deine Kleider und sauge den Duft ein und weine. Ich, Schorsch Kanow, der immer über Sentimentalität spottete, weine wie ein Kind. Annelies, mein Weib, ich bin krank, krank vor wahnsinniger Liebessehnsucht. Laß mich nicht zu Grunde gehen!

Mit tausend heißen Küßen dein Schorsch."

Annelies bekam den Brief. Sie öffnete ihn selbst mit ihren fieberheißen Händen. Aber sie las nur die Überschrift. Dann kam ein Zittern über sie. Tante Ludovika mußte den Brief auf ihren Befehl vor ihren Augen an der Kerzen verbrennen. Als dann nichts davon übrig blieb als ein Häuflein schwarzglänzender Asche, weinte sie laut auf und hätte gern gewußt, was in dem Briefe stand.

Das Fieber stieg wieder höher. Tagelang schwebte sie zwischen Leben und Tod. Aber die gesunde Jugendkraft in ihr siegte.

Eines war ihr klar, noch ehe der Arzt es aussprach: Daß, was ihre Hoffnung und ihre Sorge gewesen, war vernichtet. Sie sollte kein Kind bekommen.

Wochenlang lag das junge Weib apathisch. Dann aber regte sich allmählich wieder das Interesse am Leben in ihr. John durfte kommen. Nur mußte er seine Stimme noch dämpfen. Das Hurrausen ging noch nicht an. Anneliesens Nerven waren stark erschüttert.

Tante Ludovika saß unentwegt an ihrem Bett. Mutter Boschwitz kochte die leckersten Sachen und dann guckten alle zu, wie es ihr schmeckte.

Annelies war eine rührend liebliche Kranke. „Sie dankte jedesmal für jeden kleinen Liebesdienst, den man ihr tat. Sie bat um die geringste Bescherlichkeit, die sie verursachte, um Verzeihung. Es lag beständig ein Lächeln auf ihrem Gesichtchen. Sie klagte nie, unterdrückte jeden Schmerz, jede Ungeduld. Nur der Name Schorsch Kanow durfte nicht genannt werden. Auch vom Theater durfte keiner sprechen, dann kam jedesmal ein Zittern über sie, und das Fieber stieg."

Schorsch Kanow befand sich in einer schrecklichen Stimmung. Erst als er Annelies nicht mehr besah, merkte er, was sie ihm gewesen war, was sie für sein Leben und seine Kunst bedeutete.

Anfangs kam er jeden Tag zu Frau Boschwitz und flehte, sie nur einmal sehen zu dürfen. Als die gute Frau ihm bedeutete, daß die geringste Aufregung der Kranken gefährlich werden könnte, blieb er einige Zeit fort. Dann kam er wieder. Er hatte auf seinen Brief keine Antwort erhalten und verzehrte sich in Ungeduld.

Annelies hatte die Krise überwunden und fing an, sich ein wenig

zu erholen. Sie war ziemlich fieberfrei. Als sie hörte, wer da sei, wurde sie furchtbar erregt.

Er stand vor der Tür und wartete. Frau Boschwitz war auf sein Bitten hineingegangen und fragte Annelies, ob sie ihn sehen wollte.

Sie kam zurück und schüttelte den Kopf.

„Es geht nicht. Es regt sie zu sehr auf."

Hinter ihr wurde Tante Ludovika sichtbar, unheimlich anzusehen mit ihrer strengsten Miene.

„Sagte sie nichts von mir, nicht ein Wort?" forschte Schorsch. Frau Ludovika trat an ihn heran.

„Ja, sie sagte: Es ist mein Tod!"

(Fortsetzung folgt.)

Der blaue Stein.

Aus Heimgärtners Tagebuch. Von Peter Rosegger.

(Nachdruck verboten.)

Jetzt, als der Alte wieder einmal über die weiten Felder ging, erinnerte er sich an ein Schelmstück des Jungen. Der war damals so eine Art Studiosus auf Ferien, zu jeglichem Schabernack aufgelegt, aber auch zu ernsthaften Dingen bereit, wie etwa solche sind, an einem heißen Sommertag auf den steilen Berg zu steigen.

So auch ging er wieder einmal über die Felder dahin, erhitzt und verschwitzt, und fürchtete den Berg, den er besteigen wollte. Der Hock war längst weggeworfen, aber zwei Hosen!

Zwei Hosen am Leib, so wie es damals schon bei jedem „ordentlichen“ Manne der Brauch war. Eine dieser Hosen mußte heute weg, von Leinwand. Da die Gegend ringsum menschenrein war, so tat ich — denn es war ja wieder einmal ich — nicht lang um, riß die Kleider herab und warf die weiße Hose in das Korn, das in seiner Reife weit hingebreitet stand. Dort war sie unsichtbar für etwa Vörübergehende geborgen. Das Uebrige wieder ordentlich angezogen, und so auf den Berg.

Jetzt war es wohliger und auf dem Berge wird es sehr schön gewesen sein.

Nach drei Stunden etwa lehrte ich zurück, um mein im Korn verstecktes Kleidungsstück mit mir zu nehmen. Es war nicht mehr allein. Das Feld war besetzt mit Schnittern und Schnitterinnen. Na schön! dachte ich, jetzt kommen sie zu der Hose, und ich weiß nicht, wie ich mein Eigentum reicherförmigen kann.

Eine Weile stand ich da, sah ihnen zu, schäkerte mit den Dirndeln und dachte nach, wie ich zu meiner Sache käme, ohne daß es auffiele. Denn es wäre doch zu lächerlich, wie ich mich der Hose entäußert und sie hier versteckt hätte.

Sie kamen immer näher der Stelle, wo der Schatz versteckt lag. Bei einer der Schnitterinnen klang die Sichel. Sie zankte einiges, denn sie hatte in einen Stein gehauen. Es war ein grau-bläulicher Kieselstein. Da hatte ich's.

„He“, rief ich lustig, „da ist ja der blaue Stein, mit dem kann man zaubern!“ Ich hob ihn auf, wand ihn eine Weile in der Hand hin und her, und fragte die Leute ernsthaft, was ich aus diesem Steine zaubern solle?

„Ja, du wohl, du wirst zaubern!“ lachte eine Magd, „das möchte ich schon sehen.“

„Das sollst du auch sehen,“ sagte ich, „ich werde jetzt diesen Stein in das Korn hincinwerfen, und flugs wird er was anderes sein. Was wollt ihr denn, daß ich zaubere?“

Sie lachten herum, berieten und kamen nicht recht mit ihrem Auftrag zustande.

„So sagt es nur,“ rief ich, „soll's ein Heubündel sein, oder soll ich eine Sichel zaubern, oder einen Stiefel, oder eine Unterhose, oder einen Korb? oder was denn?“

„Eine Unterhose!“ riefen sie lachend.

Ich stellte mich bedenklieh. „Ihr macht es mir nicht leicht,“ sagte ich, „lust eine Unterhose aus diesem Stein. — Nun, versuchen will ich's.“

Eine feierliche Miene nahm ich an, hob den Stein langsam in die Luft empor, murmelte einige unverständliche Worte und warf ihn, genau die Richtung erwägend, in das Korn. Dann blieb ich ruhig stehen, und da die Leute auch nur so dastanden, sagte ich: „Nun, so holet es. Ich bin ja selbst begierig, was es geworden ist.“

Die Unternehmende war eine Magd, die mit den Armen das Korn auseinander teilte, einige Schritte hineinmachte und plötzlich einen lachenden Schrei ausstieß.

„Was ist denn, was hast denn Mirzl?“ riefen sie.

Da hob die Mirzl die weiße Hose hoch empor, wie eine Fahne. Sie glaubten es nicht.

Jedes wollte den Zauber besehen und betasten.

Sie zankten um das Stück, jedes wollte einen Anspruch darauf haben. Ich schritt hin: „Was ich gezaubert habe, das ist mein!“ und wandelte mit dem Eigenen würdevoll meines Weges.

Von diesem Tage an hatte ich keine Ruhe mehr. Wo sie meiner ansichtig wurden, bedrängten sie mich, ich sollte ihnen was zaubern! Aber ich hatte den blauen Stein verloren und konnte nichts mehr machen.

Das streifende Deutschland.

Ein deutsch-schweizerisches Blatt veröffentlicht folgendes amüsante Streiflied:

Es streift der Bergmann auf der Grube,
Es streift der Schaffner auf der Bahn,
Und in der Schule streift der Bube —
Das Wickelkind fängt auch bald an.

Es streift der Meister bei der Hofe,
Der Knecht, die Magd streift auf dem Land,
Bald streift auch noch der Arbeitslose
Weil seine Wichtigkeit verkannt.

Und an dem Stammtisch in der Sonnen
Streift selbst das liebe Töchterlein.
Es schickt den Gast zum nächsten Brunnen
Darinnen Wasser fließt statt Wein.

Es streift der Bankmann und der Künstler,
Es streift der Kellner und Friseur,
Nur leiden tun's nicht die Minister,
Besonders nicht Herr Erzberger."

Vermischtes.

** Wie heute gelebt wird erfieht man aus dem Nachstehenden: Auf der Wein-Terrasse des Varietees Luisenfaal in Köln sitzt ein Herr mit seiner wohlgenährten Gattin nebst einem befreundeten Herrn und dessen Frau. Gegen 7 Uhr beginnt nun an diesem Tische ein Gelage mit Rotwein, dem bald eine Flasche französischen Sektis der andern folgt. Nebenbei gibts noch Kaviar und Rumpsteak-Platten usw. Gegen 9 Uhr meldet sich der "Ober" mit einer langen Rechnung von 530 M. Im Augenblick war diese mit den nötigen Blauen bezahlt, der Rest M 70 wurde dem Kellner als Trinkgeld in die Hand gedrückt, worüber dieser tief gerührt dem edlen Spender die Hand reichte. Gleichzeitig meldete sich ein anderer Kellner (es war noch eine Beche gemacht worden am Büfett während der Pause) für Kognak usw. Zu zahlen sind zirka 85 M. — Von dem Hundertmarktschein erhält auch hier der Kellner den Rest von 15 M als Trinkgeld. Viele ärgerliche Worte flogen von den Diertischen zu diesen Prozen. Was soll man dazu sagen?

** Ordentliches Dienstmädchen oder Tagmädchen sucht usw., stand dieser Tage im Lübecker General-Anzeiger zu lesen. Darob erhielt die Inserentin einen Brief, der sehr vielversprechend begann, aber um so niederschmetternder endete. "Hochverehrte gnädige Oberingenieur," stand zu Beginn und daran schloß sich eine entrüstete Kundgebung gegen den Ausdruck Dienstmädchen. "Sie haben wohl," so ungefähr lautete die Anklage, "noch immer nicht begriffen, daß wir nicht mehr die bössigen Dienstmädchen von früher, sondern aufgeklärte Hausangestellte sind?" Die Empfängerin des Briefes war über ihre Rückständigkeit eine ganze Zeitlang derart zerknirscht, daß die Angehörigen das schlimmste befürchteten. Sie tröstete sich erst, als ihr einfiel, daß einmal ein König gelebt hat, der sich stolz den ersten Diener seines Staates nannte und auch wirklich danach handelte. Es war dies allerdings nur ein König, wenn auch ein großer, aber doch noch lange kein modernes Dienstmädchen, Verzeihung: keine aufgeklärte Hausangestellte. Außerdem ist das auch schon ziemlich lange her. Die armeneligen Zeiten von damals und die heutigen darf man natürlich überhaupt nicht miteinander vergleichen, aber wer kann für den Unverstand einer — Frau, die heute noch ein Dienstmädchen sucht.

** Habicht und Eichhörnchen. Ein eigentümlicher Kampf zwischen Habicht und Eichhörnchen wurde dieser Tage bei Desterlär (Schweden) beobachtet. Der Habicht hatte seine Fänge in das Eichhörnchen geschlagen, aber dieses ließ sich nicht ohne weiteres fressen. Es entwickelte sich ein Kampf auf Leben und Tod, der damit endete, daß sowohl der Habicht als das Eichhörnchen daran starben. Der schwer zerbissene Habicht hatte seine Fänge tief in das Eichhörnchen verankert, und es war schwer, die beiden toten Tiere von einander zu trennen.

** Touristen als Schlachtfeldräuber. Die zahlreichen Besucher der Schlachtfelder in Nordfrankreich und Belgien haben in der wilden Jagd nach Andenken so gründlich ausgeräumt, daß es in den besuchten Teilen dieser Gebiete keinen Helm, keine Granatsplitter, überhaupt nichts Derartiges mehr gibt. Ein schwunghafter Handel mit solchen Erinnerungen hatte sich entfaltet. Die französischen Behörden haben nun ein strenges Verbot des Sammelns solcher Schlachtfeldandenken und des Handelns mit derartigen Gegenständen erlassen. Wenn solche Dinge bei den Besuchern von Reims, Chateau-Thierry und dem Chemin des Dames gefunden werden, werden sie sofort konfisziert, und die Touristen werden bestraft. Die französische Regierung erklärt alle auf den Schlachtfeldern befindlichen Dinge ausdrücklich als ihr Eigentum.

** 630 000 000 Briefe in England zensuriert. Während des Krieges sind in England nicht weniger als 630 000 000 Briefe von der Zensurbehörde geöffnet und geprüft worden. Davon wurden 1 000 000 nicht zur Beförderung zugelassen, weil ihr Inhalt dem Feinde hätte von Nutzen sein können.

** Ein deutsches Pfadfindertorps, genannt "Exploradores", wurde nach dem Bericht des Direktors Dobroskye an der deutschen Schule in Mexiko errichtet.

** Im Zeitalter des Schiebertums. — Um den durchreisenden mit geschobener Ware das Handwerk zu legen, haben einige Karlsruher Firmen seit einigen Tagen Plakate in ihren Schaufenstern angebracht, die besagen: In diesem Geschäft werden nur Offerten handelsgerichtlich eingetragener Firmen entgegengenommen.

** Eine neue russische Zeitung in der Schweiz. — "Dilili!" betitelt sich eine neue russische Zeitung in Bern, die sich die Bekämpfung des Bolschewismus zur Aufgabe gesetzt hat.

** Ein trauernder Vatte. Der Direktor einer Mannheimer Lebensversicherungs-gesellschaft veröffentlicht folgenden Brief: Mein Herr! Tiefbetrübt ergreife ich die Feder, um Ihnen mitzuteilen, daß meine liebe Frau, Anna Marie, geborene L., und in Ihrer Gesellschaft für 10 000 M. versichert, plötzlich mit dem Tode abgegangen ist, indem sie mich als Beute des tiefsten Schmerzes zurückließ. Dieser grausame Schicksalsschlag traf mich heute früh 7 Uhr. Seien Sie so freundlich und senden Sie mir die Versicherungssumme sobald wie möglich. Die Nummer der Police ist . . ., was Sie in Ihren Büchern aufgeschrieben haben dürften. — Ich darf aufrichtig und ernsthaft sagen, daß sie eine treue Gattin und bewundernswerte Mutter war. In der Hoffnung, daß alle Formalitäten mit der wünschenswerten Schnelligkeit ausgeführt werden, sende ich hiermit den Totenschein. — Ihre Krankheit war ganz kurz, aber sie litt schwer. Der Gedanke daran macht meine Trauer noch schmerzlicher. Ich zweifle nicht daran, daß Sie mir Trost schenken werden, indem Sie mir das Geld so schnell wie möglich senden, und als Entgelt verspreche ich Ihnen feierlich, daß ich meine zweite Frau für 25 000 M. versichern werde, den doppelten Betrag der Summe, für die meine abgeschiedene geliebte Gattin versichert war. Meine Trauer ist unerhört, und nur die Gewißheit, daß Sie nur Trost geben werden, kann mir über diese fürchterliche Zeit hinweghelfen. In der Hoffnung, daß ich baldigst das Geld erhalte, vereinigen sich meine Kinder mit mir, um Ihnen unseren ergebenen Gruß zu senden. Hochachtungsvoll N. N.

** Was zu viel ist. . . Der rumänische Offizier, der gegenwärtig in hohem Grade die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, so schreibt ein englisches Blatt, tritt gewöhnlich in der elegantesten Form in die Erscheinung, und er verschmäht es auch nicht, den Zauber seiner Persönlichkeit durch den Gebrauch der Fuderquaste oder des Augenbrauenstiftes zu erhöhen. Wie weit er darin geht, zeigt die Bemerkung einer Engländerin, die einen dieser Danibes in ihrem Salon empfangen hatte. "Ich achtete nicht sehr darauf," sagte sie, "daß er ein Korsett trug, daß er sich puderte und Rot auflegte, es fiel mir auch nicht allzu sehr auf, daß seine Lippen mit Karmin geschminkt und seine Augenbrauen geschwärzt waren; aber was ich garnicht vertragen konnte, das war, daß er gerade mein besonderes Lieblingsparfüm in so ausgiebiger Weise benutzte. . ."

** Die Millionen der Negerin. Kürzlich ist Mrs. Waller, die reichste Negerin Amerikas, gestorben. Sie hinterläßt ein Vermögen, das etwa dreieinhalb Millionen M. beträgt. Frau Waller war nicht immer so reich gewesen, sie war ursprünglich blutarm und ernährte sich durch Scheuern und Waschen, aber dann machte sie eine Entdeckung, die sie zur reichsten Negerin in den Vereinigten Staaten machte. Die Neger betrachten nämlich ihr krauses Haar als Zeichen der Sklaverei, und sie versuchen auf alle Art, ihr Haar so schlacht wie das der Weißen zu machen. Frau Waller entdeckte ein Mittel, die Kräuselung des Negerhaares zu beseitigen, und hierdurch gewann sie ihr Vermögen.

** Ein Kanal quer durch Europa. Im französischen Handelsministerium wird gegenwärtig, wie die französische Presse erkennen läßt, der Plan erwogen, die Nordsee mit dem Mitteländischen Meer durch eine Wasserstraße zu verbinden. Der von Köchloin herrührende Plan sieht, da die Schifffahrt zwischen Basel und Straßburg auf Schwierigkeiten stößt, den Bau eines großen Parallelskanals längs des linken Rheinuferes auf elsässischem Gebiet zwischen Rembt und Straßburg vor, durch den die ununterbrochene Schifffahrt zwischen Rotterdam und Basel gewährleistet würde. Der Bau des Kanals würde zugleich die Möglichkeit geben, die Wasserkraft des Rheins zu benutzen und so der Weltkohlenkrise wenigstens teilweise zu steuern. Durch die Anordnung der Wasser Schleusen zum Kanal würden nämlich 550 000 Pferdekraft erzielt werden können. Das Kanalprojekt fußt auf dem Artikel 358 des Versailler Friedensvertrages, der Frankreich das Rheinwasser zuweist und ihm leider ausschließlich das Recht gibt, dem Strom die Wasserkraft zu entnehmen.

** Das Theater des Grauens. In Paris scheint man sich noch nicht des im Kriege angewöhnten Grauens entäußern zu wollen, nur daß das Grauen jetzt von der Weltbühne auf die Bretter selbst übersiedelt ist. So wird jetzt im Grand-Guignol ein Stück "Harakiri" gegeben, worin ein Opiumsüchtiger sich auf ganz besondere Art an einem ihn mit seiner Frau betragenden Freunde rächt. Er zwingt den ungetreuen Freund, einmal Opium zu rauchen; so beschafft er ihm den Wahn herrlicher Illusionen, die die schuldbeladene Wirklichkeit in den Schatten stellen. Während aber die beiden Männer friedlich Opium rauchen, vollzieht ein Diener eine weit blutigere Rache, indem er die Frau ermordet und als er sich ertappt sieht, vollzieht er an sich selbst Harakiri, natürlich mit allen Einzelheiten der Prozedur, wie sie das sensationslüsterner Pariser Publikum liebt.

** Rennstierrennen in Alaska. Vor 20 Jahren gab es noch kein Rennstier in ganz Alaska; heute gibt es 150 000 dieser Tiere, die den Wohlstand des ganzen Landes ausmachen. Die Rennstierzucht ist die wichtigste Beschäftigung der Eskimos geworden. Jedes Jahr finden, wie wir einer Schilderung des Journal des Debats entnehmen, große Rennstierrennen in Alaska statt. Durch das ganze weite Land hin

Weltweisheit.

Schnecken kann der abgeschnittene Kopf wieder anwachsen.

Die meisten Analphabeten im Leere hat Serbien.

Singapore hat im „kältesten“ Monat eine mittlere Temperatur von 26 Grad Celsius.

Der letzte der Olympiasieger war (393 n. Chr.) der Armenier Arbavazhaus aus dem Geschlechte der Arsakiden.

Von 1861 bis 1899 wurden der preussischen bzw. deutschen Flottenverwaltung nicht weniger als 181 verschiedene Unterseebootsprojekte unterbreitet.

Als Mehmet Ali Schulen in Ägypten gründete, blenden manche Mütter ihre Kinder, damit diese nicht die Schule zu besuchen brauchen.

Die Eisenvorräte der Erde werden viel früher erschöpft sein als die Kohlenvorräte, wahrscheinlich in 300 Jahren.

Die Empfindlichkeit einer modernen Momentplatte ist etwa die 30 000 fache des reinen Bromsilbers.

Portugal verlangt von Auswandererschiffen, daß die Zwischen-deckspassagiere auf Kapotmatten schlafen.

Man erhält in Japan einen wasserdichten Regenmantel aus Papier für 25 Pfennig.

Der Gebrauch des schwerfälligen römischen Kalenders hörte in den west- und mitteleuropäischen Staaten erst im 14. Jahrhundert auf.

rüsten sich die Rentierzüchter und trainieren ihre Tiere für die Rennen, die die größte Belustigung der Eskimos darstellen. Manche machen Reisen von mehreren Tagen, um das Schauspiel zu genießen, und es ist wirklich ein eigenartiges und fesselndes Bild, den Anstrengungen dieser pfeilschnell hinschießenden Tiere zu folgen. Mit dem Rentierrennen ist alljährlich ein großer Jahrmarkt verknüpft, auf dem der Eskimo seine Vorräte einhandelt. Die Einführung der Rentierzucht in Alaska wird einem Missionar Sheldon Jackson verdankt. Den Gedanken, den er mit leidenschaftlichem Eifer verfolgt, nahmen mehrere amerikanische Zeitungen auf, die eine Sammlung veranstalteten, mit deren Mitteln dann der Ankauf und Transport der ersten sibirischen Rentiere nach Alaska erfolgte.

**** Pariser Eheschließungen.** Ueber die leichtfertige Art, mit der man in Paris gegenwärtig Ehen schließt, werden immer mehr Klagen laut. Die „Renaisance“ erzählt zu diesem Kapitel eine wahre Geschichte, von der sie behauptet daß sie die Auffassung von der Ehe in gewissen Gesellschaftskreisen gut widerspiegeln: „Alles war fertig. Die Hochzeit sollte in einigen Tagen stattfinden. An einem schönen Nachmittage macht nun die junge Braut die Bekanntschaft eines Freundes ihres Verlobten, und nach einer kurzen Unterhaltung erklärt sie ihm, daß er und kein anderer ihr Mann werden müsse, sie könne nur mit ihm glücklich werden. Der also Erwählte willigt ein, und man beschließt, die einmal festgesetzte Hochzeit am bestimmten Tage zu feiern. Es hat sich ja nichts geändert — nur der Bräutigam ist ein anderer. Man setzt den Namen des neuen Verlobten auf die Einladungskarten. Das Aufgebot wird geändert, und alles vollzieht sich programmäßig. Nur die Pfarre, in der das junge Paar getraut wurde, mußte neu gewählt werden, denn der eigentlich für die Trauung bestimmte Geistliche hatte sich geweigert, den Launen der jungen Dame nachzugeben und sie nun plötzlich mit einem ganz anderen Manne zu trauen, als kurz vorher festgesetzt war.“

Trauung in Flugzeugen.

Zum ersten male seit langer Zeit ist den Bewohnern der Hudson-Metropole wieder eine echt amerikanische Sensation geboten worden. Dieses Ereignis, eine Trauung in Flugzeugen, hat mehr als manches andere das Bewußtsein gestärkt, daß wir nun wirklich wieder im Frieden leben. Unter den vielen Einschränkungen, denen die Amerikaner sich während der Kriegszeit zu fügen hatten, konnten Sensations- und Schaulust, diese typischen Merkmale des amerikanischen Lebens, nicht recht gedeihen. Man fand es mit Rücksicht auf den Ernst der Zeit nicht schicklich, Dinge zu ersinnen und durchzuführen, die unter normalen Verhältnissen helle Begeisterung vom Atlantik bis zum Pacific erweckt, in Europa dagegen ungläubiges Kopfschütteln gefunden hätten. Um aber die rein krankhafte Schaulust der Massen auch während des Krieges einigermaßen zu befriedigen, bot man ihnen patriotische Paraden unter den unmöglichsten Vorwänden und Namen. Fast bis zur Bewußtlosigkeit wurde dieses immer gleiche Spiel getrieben, sodaß es schließlich die beabsichtigte Wirkung einbüßte.

Wie stark daher das Verlangen nach einer wirklich echten Sensation war, beweist die Tatsache, daß weit über hunderttausend Zuschauer sich zu der Lufttrauung eingefunden hatten. Letztere bot die Hauptattraktion der diesjährigen athletischen und Unterhaltungsspiele des New Yorker Polizeikorps, die wieder auf den ausgedehnten Sportgeländen in Sheepshead Bay abgehalten wurden. Zu dem nicht ganz ungefährlichen Wagnis hatten sich Leutnant George S. Burges und seine Braut, Fräulein Emily Schaeffer, ferner Leutnant E. H. Bartsbale als Trauzeugen und Pastor Alexander Wouters bereit gefunden. Unter brausendem Jubel der Menge wurde die Zeremonie vollzogen. Leutnant Burges und seine Braut, die zwar etwas blaß schienen, sonst aber einen recht resoluten Eindruck machten, bestiegen zunächst einen Curtis-Doppeldecker, der sich bald darauf unter Führung des Bräutigams in die Lüfte erhob. Ihm folgte das zweite Flugzeug, in dem Pastor Wouters, die Bibel im Arm, mit dem Führer, Leutnant Bartsbale, Platz genommen hatte. Während mehrmaliger Umsfliegung des Sportplatzes wurde die Trauung vollzogen. Der Geistliche richtete mittels drahtlosen Telefons die üblichen Fragen an die Brautleute, die, wie die Parteien versicherten, mit einigen Unterbrechungen ganz gut verstanden wurden, ebenso die Antworten. Das Jawort der Braut soll allerdings etwas zitterig und schwach geklungen haben. Würde es sich hier nicht um eine wirkliche Liebesheirat handeln, so könnte man zu dem Glauben versucht sein, daß Angst ihr das Jawort abgepreßt habe. Darin würde, nach allgemeiner amerikanischer Rechtsauffassung, ein triftiger Scheidungsgrund liegen. Ob diese Eventualität von dem Brautpaar ins Auge gefaßt wurde, ist wohl kaum anzunehmen. Es schien zu glücklich, um solchen Gedanken nachzugehen und wird sicherlich auch nicht in die Lage kommen, sie einmal zur Tat werden zu lassen.

Nicht Musikapellen spielten während der Trauung in den Lüften den Brautchor aus Wagners „Lohengrin“, der in Ermangelung eines Besseren merkwürdigerweise auch während des Krieges nicht mit dem Bann belegt wurde. Als die Flugzeuge wieder auf der Erde landeten, stimmte die Kapelle des auch in Deutschland viel bekannten Nahan Franks die amerikanische Weise „Here comes the Bride“ an. Es hätte wohl mehr der Situation entsprochen, wenn er das schöne Lied „Was kommt dort von der Höh“ hätte spielen lassen. Als Ehrengäste wohnten Gouverneur Smith, Mayor Holan und eine Anzahl hoher Armee- und Marine-Offiziere dem interessanten Schauspiel bei.

Humoristisches.

Seine Auffassung. Erzieherin: „Aber Fred, schämst du dich nicht, deine Hefte so zu beledigen?“ Als ich ein kleines Mädchen war, weinte ich, wenn ich mir einmal einen Kneß in meine Bücher machte.“ Fred: „Na, müssen Sie aber eine Plärrleise gewesen sein!“

Der kleine Diplomat. „Mama, ich habe in Gedanken Frikens Apfel aufgegessen.“ „Aber da liegt ja noch ein Apfel.“ „Es waren doch nur zwei.“ „Ja, aber der da liegt, ist meiner.“

Ausgleich. Frau: „Soll denn meine Meinung nie gelten?“ Mann: „O gewiß, mein Schatz. Sind wir einer Meinung, so gilt die deine, sind wir verschiedener Meinung, so gilt meine.“

Rätsel.

Hol' eine Hälfte dir vom Räuber
Und sag daran ein Stück vom Lau
Dann hast du einen deutschen Namen —
Und zwar den Namen einer Frau!

Auflösung des Rätsels: Verta.

Namenrätsel.

th, lie, org, ter, pe, le, de, ju, ge, bet; a.

Aus diesen 11 Silben sind 5 Namen zu bilden, die in solcher Reihenfolge untereinandergebracht werden müssen, daß die senkrechte Mittellinie wieder einen Namen ergibt.

Auflösung des Namenrätsels:

J u l i e
G e o r g
P e t e r
B e t t y
A d e l e

Bücher, Zeitschriften, Lieferungswerke
des In- und Auslandes liefert schnellstens zu Originalpreisen
Neumanns Stadtbuchdruckerei
Gleiwitz.